Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 95. Dienstag den 21. Februar 1893. 87. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 21. Februar.

Der Antrag des Centrums auf Aufhebung des Jesuitengesetzes hat jetzt nur noch wenige Vorgänger, unter denen allein der freisinnige Antrag auf bessere Sicherung des Wahlgeheimnisses eine größere Bedeutung besitzt. Das Centrum giebt sich Mühe, die andern Anträge, welche noch die Priorität besitzen, im Einvernehmen mit den Antragstellern zurückzuschieben, so daß wohl an einem der nächsten „Schwerintage" der Jesuitenantrag auf die Tagesordnung kommen wird. Da besonders von ultramontaner und von freisinniger Seite dafür gesorgt worden ist, daß die Militaircommission mit ihren Arbeiten nicht vom Flecke kam, so wird also der Bundesrath über seine Stellung in der Jesuitenfrage Farbe bekennen müssen, bevor die Entscheidung über die Militairvorlage fällt. Daß diese Zwangslage, in welche die verbündeten Regierungen versetzt werden, die Zuversicht der Gegner der Jesuiten auf eine ablehnende Haltung der Herren am Bundesrathstische nicht erhöht, liegt auf der Hand. Es kommt aber noch ein anderer Umstand hinzu, der diese Zuversicht vermindert und der besonders unter der protestantischen Bevölkerung in Süddeutschland tiefe Verstimmung erweckt: die Art nämlich, in der auch protestantische Regierungen an der Feier des Papstjubiläums sich betheiligen. Der „Schwäb. Merkur" schreibt darüber:

„Auch die Protestanten haben keinen Grund, dem würdigen Greis die Feier einer in strenger Pflichterfüllung verbrachten Amtsthätigkeit zu verdenken, sofern sie von denen begangen wird, die sie angeht. Sie bringen dem Manne, der die vaticanische Bibliothek liberaler geöffnet hat, als irgend einer seiner Vorgänger, der die vaticanischen Sammlungen in einer Sorgfalt verwaltet, an der die römische Stadtverwaltung und die königl. Behörden sich ein Muster nehmen dürften, sogar entschiedene Sympathie entgegen. Eine andere Frage aber ist es, ob die protestantischen Staatsregierungen wohl daran thun, sich an den Freudenbezeigungen dieses kirchlichen Festes zu betheiligen. Ganz verträglich finden wir es auch nicht, den Jesuitenorden durch Reichsgesetz vom deutschen Boden auszuschließen, den jedenfalls mächtigsten Zögling dieses Ordens aber in officiösen Kundgebungen als einen Wohlthäter der abendländischen Menschheit zu preisen. Protestantische Regierungen würden der Gesinnung ihrer protestantischen Bevölkerung vielleicht besser entsprochen haben, wenn sie sich von der Feier, die wir als eine innerkirchliche der Katholiken betrachten, in gemessener Ferne gehalten hätten. Jetzt sehen wir Nachkommen der Schmalkalden'schen Fürsten, wetteifernd mit den katholischen Standesgenossen, ihre kostbarsten Gaben darbringen und sich durch ihre höchsten Magnaten bei der Feier in Rom vertreten lassen. Als im Jahre 1886 die Heidelberger Hochschule ihr Jubiläum beging, wurde mit den übrigen Souveränen auch Leo XIII. eingeladen, sich an dem Feste zu betheiligen. Er lehnte nicht ab, aber er sendete als Vertreter einen Custos der vaticanischen Bibliothek und als Ehrengabe ein Verzeichniß der Bücher, die Tilly im 30jährigen Kriege Heidelberg geraubt hat. Das Verfahren war nicht ohne Humor und ohne Zweifel geschmackvoller als die Art, wie protestantische Regierungen heute dem Papste huldigen. Generale reisen nach Rom, Regierungspräsidenten, Landräthe und Oberamtmänner werden in einzelnen Ländern durch Erlasse angewiesen, in Amtstracht der Jubiläumsfeier der katholischen Kirchen beizuwohnen; es ist, als ob das deutsche Reich einen seiner Begründer und Wohlthäter zu feiern hätte. Wir aber haben, so lange die katholische Kirche in offenem Krieg mit unserem deutschen Staate lebt, so lange ist es eine fragwürdige Politik, das Selbstgefühl des Gegners zu stärken durch Freudenbezeigungen bei ihren Ehrentagen. Es tritt dem protestantischen Bewußtsein zu nahe, wenn der Staat einseitig bei katholischen Festen sich betheiligt, während die Feier des Jubiläums auch des höchsten, verdientesten und einflußreichsten evangelischen Amtsträgers von katholischen Fürsten, Bischöfen und Regierungen regelmäßig ignorirt wird. Protestantische Fürstinnen suchten Mäßigendes, während katholische alle Mittel in Bewegung setzen, die Errichtung evangelischer Capellen zu hintertreiben. Wir bauen dem Feinde seine Festungen, wir feiern seine Siege, wir begehen die Jubiläen der Jesuitenzöglinge; steht dies im Einklang mit dem Willen des deutschen Volks und der bestehenden Rechtsordnung, an der auch die Reichsregierung festhält, den Jesuiten selbst das Reich zu verbieten?"

In Oesterreich kommt zu dem Parlamentsjammer jetzt noch eine andere Verlegenheit, welche zwei seiner „frommen" Minister heraufbeschworen haben. Bekanntlich hielt die Michaelis-Bruderschaft anläßlich des Papstjubiläums eine Festsitzung, der auch die Grafen Schönborn und Falkenhayn anwohnten. Sie thaten das, wie man officiöserseits jetzt erklärt, nur als Privatpersonen, eine etwas unstichhaltige Wendung; man kann in solchen Fällen die Ministereigenschaft nicht wie einen Rock aus- und anziehen. Jene Festversammlung nun beschäftigte sich auch mit der „Lage des Papstes". Sie that dies nicht in provocatorischer Weise; aber ein so heikles Thema sollte man in Gegenwart activer österreichischer Staatsminister entweder überhaupt nicht erörtern, oder Letztere sollten den Saal verlassen. Beides geschah nicht. Die Diplomatie suchte über die Sache hinwegzukommen, indem man sie auf Seiten Oesterreichs ganz ignorirte, demnach auch dem Botschafter in Rom keinerlei Weisungen zugehen ließ, und indem man auf Seiten Italiens beim Wiener Auswärtigen Amte oder bei dessen Botschafter keine Rückfrage stellte. Doch die italienischen Irredentisten erinnerten sich, daß vor ungefähr anderthalb Jahren der damalige Minister Seismi Doda einem Banket beiwohnte, bei dem von dem unerlösten Triest in einem der Toaste die Rede war, daß der Minister das ohne jeden Protest mit anhörte und daß er in Folge dessen sein Amt niederlegen mußte. Hierfür schien nun die Stunde der Vergeltung gekommen. Barzilai stellte in der Kammer eine Anfrage wegen der Reden in der Michaelis-Bruderschaft. Minister Brin antwortete, befriedigte aber, weil er die Bedeutung der Thatsache als eine untergeordnete erklärte, die Heißsporne nicht, und so wird die Entrüstung durch Einbringung einer förmlichen Interpellation in der italienischen Kammer nochmals losgehen. Ob dann Minister Brin abermals den Vorgang als bedeutungslos hinstellen kann, bleibt abzuwarten.

Für den schweizerischen Canton Tessin war der letzte Sonntag ein wichtiger Entscheidungstag. Das Volk, nicht mehr der Große Rath, hatte seine Regierung zu bestellen, fünf Staatsräthe waren zu erneuern und zwar nach dem proportionalen Wahlsystem. Ganz einseitig konnte das Ergebniß also nicht ausfallen, aber die zwei Parteien machten die größten Anstrengungen, die Mehrheit zu erlangen, also mindestens drei von den fünf Sitzen und damit die Präsidentschaft. Immer heißer entbrannte der Kampf und zum Schluß wandten die Ultramontanen wieder die gewohnten Kniffe und Einschüchterungen an. Besonders spielte das Geld, das sie bei solchen Gelegenheiten stets in Fülle zur Verfügung haben, wieder eine gefährliche Rolle. Große Summen boten sie für die Stimmen an und auf der ganzen Linie wurde von officieller Seite großer Druck ausgeübt. Um so enger aber schlossen die Liberalen ihre Reihen und ihr seit Jahren ertönender Ruf nach Gerechtigkeit mit der Losung „Economia, Giustizia" zog mächtig gegenüber der ultramontanen Liste: „Ordine, Libertà"; denn selbst die conservativen Deutschschweizer, die in den Tessin übersiedelten, sahen bald ein, wie trügerisch diese Ordnung in Verwaltung und Justiz war. Mit jedem Bahnzuge kamen weitere in der Fremde sich aufhaltende Tessiner Bürger, meist liberale, an, deren Wahlberechtigung die Ultramontanen noch im letzten Augenblicke, aber vergebens, zu beeinträchtigen gesucht hatten. Und so haben denn, wie schon telegraphisch gemeldet worden, nach heißem Kampfe die Liberalen drei Sitze in der Cantonsregierung, also die Mehrheit, errungen, während den Ultramontanen nach dem proportionalen Wahlsystem zwei zufielen. Dies ist auch die gerechte Vertheilung nach dem eigentlichen Stärkeverhältniß der Parteien. Nur zu lange hatte die ultramontane Partei durch ihre Kniffe sich eine Herrschaft gesichert, die schließlich die Liberalen im September 1890 den bekannten Putsch veranstalten ließ, der die Ultramontanen überrumpelte und vollkommen gelang. Seit dem 5. October, nach dem Putsch, als sich das Volk für die Verfassungsdurchsicht aussprach, sanken die Aussichten der Ultramontanen immer mehr, namentlich als nun ihre Parteijustiz und unsauberen Regierungsmanöver klar aufgedeckt wurden. Jede weitere Wahl sah die Stärke der Liberalen wachsen. Bei der Wahl des zur Durchführung der Verfassungsdurchsicht zu ernennenden Verfassungsraths, bei der das proportionale Wahlverfahren zuerst Anwendung fand, erzielten sie eine Mehrheit von mehreren Hundert Stimmen. Dennoch brachten es die Ultramontanen durch ihre Umtriebe fertig, daß die Minderheit im Volke die Mehrheit im Rath erhielt. Dem ist nun ein Ende gemacht, und da das Ergebniß der Wahl ein den Gesinnungen des Volkes entsprechendes ist, so wird auch die gemeinsame Arbeit segensreicher und friedlicher sein können.

In aller Stille hat sich in Belgien ein wichtiges militairisches Ereigniß vollzogen, das bei etwaigen künftigen Kriegen von Bedeutung sein wird: Die Maasbefestigungen, an deren Fertigstellung seit Jahr und Tag mit rastlosem Eifer gearbeitet worden ist, können nunmehr als vollendet betrachtet werden. Eben jetzt wird die letzte Hand an ihre Armirung und Verproviantirung gelegt. An Geschützen besitzt jedes Maasfort 20 Stück, und die Forts des linken Stromufers, bis auf Flemalle und Hollogne, haben auch bereits die dazu erforderlichen Pulvervorräthe erhalten. Noch 14 Tage, und die Pulverversorgung auf den noch restirenden Forts wird durchgeführt sein. Zur Zeit werden den Forts große Massen von Geschossen zugeführt, welche sämmtlich in der königlichen Geschützgießerei zu Lüttich hergestellt sind. Jedes Fort erhält ein Quantum Geschosse im Gewichte von etwa 200 000 Pfund. Die Bestimmungen sind so getroffen, daß mit Beginn des Frühjahres die Maasforts ihrem strategischen Zweck eintretenden Falls jeder Zeit im vollsten Umfange zu genügen in der Lage sind.

Die zweite Lesung der irischen Bill im englischen Unterhause ist vorläufig auf den 13. März festgesetzt. In der Zwischenzeit sollen mehrere Vorlagen des in der Thronrede angekündigten Newcastler Reformprogrammes auf den Tisch des Hauses niedergelegt werden. Bereits ist die Registrations-Bill, d. h. die eine Abänderung der Wahleinschreibungen beantragenden Vorlage, eingebracht, während das Erscheinen der zweiten Wahlreform-Bill, welche jedem Wähler nur Eine Wahlstimme giebt, für später in Aussicht steht. Aus Gladstone's Lager liegen mehrere Mittheilungen vor. Vor Allem wächst das Mißvergnügen der walisischen Abgeordneten mit dem bisher eingeschlagenen Geschäftsgange; sollten ihre Wünsche in Betreff der Kirchenentstaatlichung in Wales fortgesetzt zurückgestellt werden, dann sind die Walliser, wie versichert wird, entschlossen, bei erster Gelegenheit gegen die Regierung zu stimmen. Von den dreißig walisischen Parlamentsmitgliedern stehen achtundzwanzig auf der liberalen Seite. Auch ein Versöhnungsversuch zwischen den beiden irischen Parteien ist wieder, und zwar auf anti-parnellitische Initiative, gemacht, jedoch von den Parnelliten entschieden zurückgewiesen worden. Auf eine unbedingte Annahme der Gladstone'schen Vorschläge, wie sie soeben wieder in dem anti-parnellitischen Sammel-Aufrufe an die amerikanischen Brüder zum Ausdrucke gelangen, ist eben bei dem Häuflein Redmond's nicht zu rechnen. Bemerkenswerthe Differenzen endlich ruft die Diätenfrage der Unterhausmitglieder hervor. Gladstone und Harcourt sind für den verfassungsmäßigen Weg, nämlich die Einbringung einer Bill in der nächsten Session, während die Radicalen und aus guten Gründen auch die Irländer es mit der Diäten-Behebung viel zu eilig haben, um die nächste Tagung abzuwarten. Sie wollen denn auch, daß über die Diäten-Bewilligung schon aus den heurigen Voranschlägen baldmöglichst eine Abstimmung herbeigeführt werde. Die Frage kann für das Zusammenhalten der ohnehin lose gefügten Mehrheit unbequem werden.

Der Congostaat versucht bekanntlich einen Vorstoß gegen die Nilquellen. Zur Führung der Expedition wurde Van Kerckhoven ausersehen. Die Expedition, welche im Jahre 1890 ausgerüstet wurde, zählte 18 Officiere, 18 Unterofficiere, je zwei Aerzte, Waffenschmiede und Unterbeamte, nebst mehreren tausend Mann im Congostaate angeworbener eingeborener Soldaten. Sie führte sechs Kanonen, zerlegbare Boote, große Waffen- und Munitionstransporte mit sich. Am 3. October 1890 schiffte sich die Expedition in Antwerpen nach Boma ein; am 3. Februar 1891 dampfte sie bereits, um 200 schwarze Soldaten verstärkt, von Leopoldville nach dem Obercongo ab. Die von Capitain Pontbier geführte Vorhut schaffte alle Lasten — u. A. 1000 Lasten Conserven und 1000 Lasten Tauschwaaren — nach. Seit dieser Zeit sind manche Nachrichten über die Expedition, gute und schlimme, eingetroffen. Die neueste lautet sehr hoffnungerweckend. Kerckhoven soll mit seinen Truppen bis nach Lado, der ehemaligen Residenz Emin Paschas, vorgedrungen sein und sich vorwärts nach dem egyptischen Süden bewegen. Man schließt dies daraus, daß der Chalif Abdullah aus Berber und Kassala Verstärkungen verlangt, um eine Expedition, die unter Führung mehrerer Europäer vom Süden aus in sein Gebiet eindringt, zurücktreiben. Die Derwische wurden am Weißen Nil mehrfach geschlagen.

Deutsches Reich.

* **Meerane**, 20. Februar. In der am Sonnabend Abend im „Kaiserhof" abgehaltenen Versammlung des Städtischen Vereins, wozu die Militairvereine geladen waren, nahm, nachdem Herr Stadtrath Reinhold die Anwesenden begrüßt hatte, Herr Generalsecretair Patzig aus Berlin das Wort zu dem angekündigten Vortrage über „die neue Militairvorlage", dem wir Folgendes entnehmen: Die allgemeinen politischen Verhältnisse in Deutschland seien gegenwärtig unerquicklich. Voraussehen war es wohl, daß es so werde kommen müssen, doch nicht, daß dieser Fall so schnell eintreten werde. Wir selbst, denen es politisch lange zu gut ging, trügen hieran die Schuld; wir verließen uns zu sehr auf einzelne Kräfte. Dies war jedoch verfehlt, nachdem Männer wie Bismarck, Moltke und Andere von ihrem Posten abgetreten waren. Nun kritisirte Redner in scharfer Weise die Regierungspolitik Caprivi's, der durch sein Liebäugeln mit dem Centrum die Ultramontanen übermüthig gemacht habe. Auch habe es der Reichskanzler 1890 nicht verstanden, den nationaldenkenden Theil der Parteien von einem Linksschwenken zurückzuhalten. Durch alles dieses verlor man das Vertrauen zur Regierung; und in diesem kritischen Moment bringe sie die Militairvorlage aufs Tapet. Die Forderung der allgemeinen Wehrpflicht und die zweijährige Dienstzeit verlangen große Kosten; doch ist diese Forderung eine nicht abzuweisende, eine durch die Verhältnisse bedingte. Redner bezweifelte, daß so viel Taugliche, als verlangt werden, zu haben sein würden. Wenn alle wirklich Tauglichen in Betracht gezogen würden, kämen nach Benniglsen's Berechnung 40 000 alle Jahre zur Mehreinstellung, macht in 10 Jahren mit allen Abgängen 360 000 Mann, d. h. Reservisten und jüngere Landwehrmänner. Dadurch könnten die älteren, wirthschaftlich entschieden wichtigeren Jahrgänge geschont werden. In diesem Sinne müßte man bereit sein, die Militairvorlage zu bewilligen und freudig jedes verlangte Opfer zu bringen. Die bekannten Artikel des „Militairwochenblatts" gegen die Landwehr greift Redner scharf an; denn er hält die Landwehr, die älteren Jahrgänge, für sehr wichtige Factoren. Sie sind zur Stütze der jüngeren Jahrgänge, die zum Theil von der Socialdemokratie schon durchsetzt seien, sehr nothwendig; aber auch mit der Waffe in der Hand hätten sie ihre Pflicht treu erfüllt. Man müsse die neue Militairvorlage vom nationalen Standpunct aus beurtheilen; national müsse sie durchgebracht werden, nicht als Schachergeschäft der Ultramontanen. Fest müßten wir stehen für die nationalen Ideen, damit die socialdemokratischen und demagogischen Treibereien nie und nirgend durchdringen können. — Nachdem sich die Anwesen-

Feuilleton.

Der Sonderling.

Roman von P. Felsberg.

14] Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Aber brauchte er es ihr zu sagen, mußte er so offen und ehrlich sein? Konnte er sie nicht in dem Glauben lassen, daß er noch Aussicht habe auf seines Onkels Erbe? „Es wäre ehrlos," flüsterte es ihm im Ohr, und Günther verwarf sofort den Gedanken; er hielt auf seine Ehre, sie mußte makellos sein, war sie doch das einzige, auf welches er ein Recht hatte, stolz zu sein. Er haßte die Lüge, sie erschien ihm feige und unwürdig eines Mannes.

Unendlich langsam verflossen die Tage, bis die Antwort von Günther's Onkel eintraf.

Wieder war es Justus, der sie brachte.

„Es wundert mich sehr, daß mein Onkel in letzter Zeit nur durch Sie mit mir verhandelt," konnte der Graf sich nicht enthalten zu bemerken.

„Mich auch", antwortete lakonisch Doctor Justus und setzte lächelnd hinzu: „Er ist nun einmal solch ein Sonderling."

„Und welche Antwort bringen Sie mir?" fragte Günther und suchte in dem Gesicht des Arztes etwas von dem zu erforschen, was in dem Briefe stand, den er in der Hand hielt, zögernd, ihn zu öffnen.

„Lesen Sie doch selbst, und dann sprechen wir weiter darüber", entgegnete Justus.

Nun öffnete Günther das Schreiben seines Onkels und las. Der Arzt betrachtete den Lesenden sehr aufmerksam und sah das Staunen, welches sich auf seinem Antlitz ausdrückte bei dem Durchlesen des ziemlich kurz gehaltenen Briefes.

Günther hatte kein rechtes Verständniß für die wenigen Zeilen seines Onkels und blickte befremdet Doctor Justus an, der sich behaglich in die Ecke des Sophas lehnte und in sehr animirter Stimmung zu sein schien.

„Mein Onkel weist mich an Sie. Er schreibt hier: Es ist ganz gleich, ob Du mit mir oder mit meinem Freunde Justus verhandelst. Du kannst Zeit dadurch ersparen, indem Du ihm Deine Meinung anvertraust. Er und ich sind so gut wie eine Person —"

Günther hielt inne. Er sah hinüber zu Justus, und die Blicke der beiden Männer begegneten sich. Groß und voller Ernst sah Justus den jungen Mann an, und Günther mußte plötzlich seine Augen niederschlagen; er erblaßte jäh, ein Gedanke durchzuckte ihn, der ihn erschreckte. Nochmals las er dieselben Zeilen, während der Arzt seinen Blick von ihm wendete.

So schrieb kein Graf Schönburg an seinen Neffen, und doch war es die ihm wohlbekannte Handschrift seines Onkels, der sich gleich mit seinem Arzte stellte. „Er und ich sind so gut wie eine Person," auf diesen Worten haftete sein Blick; er las sie immer wieder, und wie ein gelöstes Räthsel erschien ihm nun der Arzt, seine Anwesenheit hier, seine enge Freundschaft mit dem Grafen, sein ihm so bekannter Blick, seine Stimme, die immer und immer wieder Erinnerungen in ihm geweckt hatte.

Ein Chaos von Gedanken und Empfindungen stürmte in Günther Schönburg, während sein Antlitz über den Brief gebeugt blieb, als lese er Hieroglyphen, die ihm ganz unverständlich seien. Jener Mann, der dort vor ihm saß, der angebliche Freund seines Onkels, der monatelang mit ihm hier gelebt auf dem Schlosse der Schönburgs, er war es selbst, sein Onkel, der Graf Schönburg, der Herr und Gebieter des Schlosses, sein Wohlthäter, der ihn geprüft diese ganze Zeit hindurch. Wie Schuppen fiel es Günther von den Augen. Er wagte nicht, hinüber zu schauen zu Justus; er fürchtete sich vor seinem Blicke, der sein Innerstes zu durchschauen schien.

Sollten diese Zeilen dazu dienen, das Geheimniß, in welches sein Onkel sich gehüllt, zu entschleiern, wollte er sich jetzt, heute, zu erkennen geben, oder sollte es ein Warnungsruf sein? fragte sich Günther und hielt das verhängnißvolle Blatt mit den bedeutsamen Worten noch immer in der Hand, die leise zitterte vor Erregung.

„Nun", tönte es jetzt von Justus hinüber zu dem jungen Mann, „verstehen Sie Ihren Onkel jetzt?"

Günther erhob sich rasch; er hob den Kopf muthig, er wollte nicht wie ein Schulknabe zittern, er wollte sein Urtheil hören ohne Bangen von dem Manne, der sein Schicksal in der Hand hielt. „Ja, ich verstehe ihn und ich unterwerfe mich seinem Urtheil", sprach er und trat zu Justus, als erwarte er von ihm eine weitere Erklärung.

Auch der Arzt erhob sich von seinem Sitz. Hoher Ernst lag auf der weißen, schönen Stirn desselben, und doch klang seine Stimme weich, als er sprach: „Günther, wir kennen uns jetzt, nicht wahr? Ich schrieb diesen Brief, denn ich bin Dein Onkel. Ich wollte Dich kennen lernen, wie Du bist."

„Onkel, geh' nicht zu streng mit mir ins Gericht; jetzt weiß ich es, daß ich nicht war, wie ich sein sollte, daß ich es nicht bin, und ich habe keine Entschuldigung für mich. Gebiete über mich, ich will Dir folgen —" entgegnete der junge Graf und beugte sich nieder, die Hand seines Oheims zu küssen, die ihm stets nur Gutes gethan.

„Ich will Dir keine Vorwürfe machen, Günther! Du bist jung, ich selbst trage einen Theil der Schuld, daß Du so bist, wie Du Dich mir gezeigt; ich hätte Dich im Auge behalten, Dich erziehen sollen, statt ungezählte Summen Dir in den Schooß zu werfen. Laß die Vergangenheit ruhen und folge jetzt meinem Rath. Du darfst Gertrud Felden heirathen, aber unter der Bedingung, daß Du ihr mein Geheimniß nicht enthüllst bis nach Eurer Vermählung; auch soll sie nicht wissen, daß das Erbe der Schönburg's Dir nicht zufällt. Laß sie in dem alten Glauben, daß Dein Onkel unvermählt sterben wird."

„Darf ich es, darf ich sie hintergehen?"

„Ja, Du darfst, ich selbst gestatte es Dir, und wer weiß es, vielleicht wird es auch so kommen", erwiderte Graf Schönburg, der Onkel Günther's, der als Doctor Justus in seinem eigenen Schlosse aufgetreten war, mit einem Namen, unter welchem er schon längere Zeit gelebt hatte. Er blickte jetzt hinüber nach Felden, und seine Lippen preßten sich fest zusammen. Er wollte Rache nehmen an der stolzen Gertrud. Sie sollte nicht wissen, wen sie verschmäht, bis sie Günther's Gattin war; dann erst sollte sie wissen, daß er der Wohlthäter ihres Gatten gewesen war.

„Günther, ich will nicht, daß Du abhängig von mir bleibst."

„Mein Onkel!" unterbrach ihn Günther freudig erregt und ergriffen von dieser Güte, die er nicht verdient hatte.

„Es drückt Dich und sie — Deine zukünftige Gemahlin. Du kannst ihr sagen, daß Du ein selbstständiges Vermögen besitzest, welches Dir gestattet, Dich zu verheirathen und in einer kleinen Garnison zu leben ohne Verschwendung und großen Luxus; will sie dann Dein Weib werden, so hast Du meine Einwilligung."

„Ich danke Dir, Onkel!" sprach Günther, und wieder drückte er des Grafen Hand an seine Lippen.

„Werde ein tüchtiger, vernünftiger Mensch, der auch an Andere denkt, nicht immer und allein für sich sorgt; das ist der beste Dank. Ich hoffe, noch Freude an Dir zu haben, Du weißt, wie ich es meine. Meine Ansichten kennst Du, stimme die Deinen danach, und es soll Dein Schaden nicht sein. Und nun leb' wohl für heute."

Justus ging. Günther blieb in tiefer Erregung zurück. Es befiel ihn eine grenzenlose Scham bei dem Gedanken an sein Benehmen gegen Doctor Justus und an die Großmuth seines Onkels, der sein Innerstes zu durchschauen schien.

Waren es nicht nur Hoffnungen, die er ihm gemacht, Hoffnungen auf sein Erbe? Mit Gewalt kämpfte Günther gegen den eigennützigen Gedanken, daß sein Onkel unvermählt und ohne leibliche Erben zu hinterlassen sterben möge. Er wollte sich bemühen, nicht mehr an dessen Tod zu denken, der in der Vollkraft seiner Jahre stand und ihn, Günther, noch überleben konnte. Er hatte sich ein ganz anderes Bild von seinem Oheim entworfen; es stimmte in nichts mit der Wirklichkeit überein.

Und jetzt dachte er an Gertrud Felden, und eine nie gekannte Zaghaftigkeit befiel ihn. Er mußte hinüber zu ihr, mußte eine Stunde erhaschen, die ihm günstig erschien, um sich mit ihr auszusprechen und dann zu ihrer Mutter zu gehen und um sie zu werben. Eine nervöse Unruhe befiel ihn. Er brauchte lange Zeit, bis er endlich bereit war, das Schloß zu verlassen.

Was war denn über ihn gekommen, daß er ein so ganz anderer geworden? War es die Nähe seines Onkels, dessen Beispiel ihm plötzlich zeigte, wie schal und leer die Freuden waren, die er sich zu schaffen gedachte? Mit ganz anderen

SLUB
Wir führen Wissen.